

VOLKER STRUCKMEIER

WORTARTENTHEORIEN UND IHR NUTZEN: EINE LINGUISTISCHE QUADRATUR DES KREISES?

Abstract: Der Artikel hinterfragt die Annahme, dass Wortarten sich gemäß ihrer Definition dazu eignen, als (schul-)grammatische Kategorien zu fungieren: Betrachtet man die tatsächlich in Sprachen (hier: dem Deutschen) vorliegenden lexikalischen Elemente, so stellt man fest, dass systematische Zwischen- und Zweifelsfälle der Kategorisierung binäre Kategorisierungen (wie Substantiv – kein Substantiv, Verb – kein Verb, etc.) oft empirisch nicht zulassen. Alternative (graduellere/mehrdimensionale) Kategorisierungen, die den empirischen Fakten Rechnung tragen, eignen sich umgekehrt aber nicht für die ihnen zgedachten binären Vorhersagen (Großschreibung – keine Großschreibung, Subjektkongruenz – keine Subjektkongruenz, etc.). Eine Lösung dieses Dilemmas scheint momentan nicht leicht verfügbar.

Keywords: Substantiv, Wortarten, Schulgrammatik, Wortartentheorie

Wortarten werden definiert, um bestimmten Zielen einer Grammatik zu dienen. Diese Ziele können zum einen im Bereich der theoretischen Linguistik liegen, um bestimmte generalisierende Aussagen im Rahmen einer Theorie treffen zu können (*Nomen unterliegen dem Kasusfilter.*). Zum anderen können aber auch deskriptive und präskriptive Grammatiken Wortarten nutzen, um generelle Aussagen zu treffen (*Substantive schreibt man groß.*).

Die Notwendigkeit, Wortarten überhaupt definieren zu müssen, rührt in hohem Maße daher, dass Wortarten nicht als naturgegebene Kategorien erscheinen, die schon prätheoretisch intuitiv wären – im Gegenteil: Zum einen tragen Wörter in menschlichen Sprachen ihre Wortart nicht im Gesicht. Die Zuordnung von Wörtern zu Wortarten verlangt immer zuerst eine theoretische Definition, die die Kategorien erst *erzeugt*. Zum anderen sind Wortarten in vielfacher Hinsicht nicht ausreichend spezifisch, um konkrete sprachliche Verwendungen (in bestimmten syntaktischen Kontexten) zu steuern – weil sich Wörter ein und derselben Wortart in vielfacher Hinsicht unterscheiden und für bestimmte syntaktische und semantische Konstellationen daher jeweils nur bestimmte *konkrete Wörter* in Frage kommen.¹

Im folgenden Artikel möchte ich auf vier fundamentale Probleme hinweisen, die aus meiner Sicht die Verwendung von Wortarten in Grammatiken (insbesondere auch: traditionellen Schulgrammatiken) als problematisch erscheinen lassen – unter anderem auch dann, wenn die Wortarten anhand der

¹ Einige Syntaxtheorien haben daher mittlerweile mit der Vorstellung von monolithischen Wortarten gebrochen und generalisieren über spezifischere Features lexikalischer Elemente, vgl. z. B. Chomsky (1995 et seq).

grammatischen Eigenschaften von Wörtern (etwa im Sinne von Eisenberg/Menzel 1995) durch Entdeckungsprozeduren im Schulunterricht (re-) konstruiert werden.

Mit dem Einsatz von Wortarten ist sprachtheoretisch gesehen an keiner Stelle ein tatsächliches Erklärungspotenzial verbunden: Wortarten sind in Theorien im Gegenteil nichts anderes als Abkürzungen, die die Bündelung bestimmter Eigenschaften von Wörtern bezeichnen sollen – selbst aber nicht erklären, *warum* ein Wort bestimmte Eigenschaften hat. Selbstverständlich könnten solche Erklärungen durch Sprachtheorien nachgeliefert werden (wenn sie denn bestehen), aber *per se* ist durch das Postulat der Wortarten in der Beschreibung menschlicher Sprache(n) nichts gewonnen (Kapitel 1).

Die Bündelungen, die in (insbesondere: schul-)grammatischen Werken für Wortarten vorgeschlagen werden, beschreiben die vermeintlichen Mitglieder dieser Wortarten nicht genau. Daher können auch Anwendungen von Wortarten (etwa: die Formulierung von Regeln über Klassen von Wörtern, anstatt über konkrete Wörter) nicht empirisch genau gelingen – mit anderen Worten wird nicht klar, was z. B. man großschreibt, wenn man „Substantive“ großschreibt (Kapitel 2).

Zudem existieren nachweislich Wörter, die gemäß ihrer Eigenschaften gewissermaßen „zwischen den Stühlen“ sitzen: Sie erscheinen etablierten Wortarten-Theorien als hybride Mischformen – wofür aber keine genuin sprachliche Begründung zu finden ist. Es erscheint eher so, als ob die Wortartentheorien selbst blinde Flecken aufweisen, die Wörter mit bestimmten Eigenschaften erst (gleichsam im Wege eines Beobachtereffekts) zu Mischformen *machen* (Kapitel 3).

Vorschriften, die sich auf Wortarten beziehen (z. B. *Substantive schreibt man groß, finite Verben kongruieren in Person und Numerus* etc.) müssen durch die problematische Definition der zugrundeliegenden Wortartentheorien zwangsläufig zu Problemen führen: Während z. B. die Groß-/Kleinschreibung von Wörtern im Deutschen die fraglichen Wörter in eine klare Opposition zwingen *muss* (z. B. Substantiv versus Nicht-Substantiv), findet sich sprachlich keine Entsprechung für solch binäre Dichotomien: Die sprachlichen Realitäten sind vielförmiger als es manche grammatischen Systeme darstellen (Kapitel 4).

Die Missstände, die in diesem Artikel diskutiert werden, rühren mit großer Wahrscheinlichkeit daher, dass die Wortarten vieler Grammatiken letztlich bruchlos zurückzuverfolgen sind auf lateinisch-römische Klassifikationsversuche, die zum einen nicht als linguistisch akkurate Kategorisierungen gedacht waren, und zum anderen ganz gewiss nicht anhand der im Deutschen (oder in anderen modernen Sprachen) beobachtbaren Phänomene aufgestellt

wurden (vgl. z. B. Law 2003). Trotz (oder wegen?) ihrer langen Geschichte erscheinen Wortarten als problematische Werkzeuge der Grammatikschreibung – wenn nämlich Standards zu ihrer Bewertung herangezogen werden, wie sie in vielen syntaktischen Theorien derzeit angesetzt werden. In diesen Theorien stehen einer Wortartenklassifikation (die teilweise sogar, etwa in der generativen Syntax, keinen theoretischen Status mehr hat) immer Merkmalscharakterisierungen gegenüber, die einzelne Elemente definieren. Diese Merkmalsbündel beschreiben das Verhalten der Ausdrücke in syntaktischen Strukturen (vgl. z. B. Chomsky 1995, aber auch Dik 1997; Fried/Östmann 2004 u. v. a. m.)

1. Wortartenbezeichnungen sind Abkürzungen, keine Erklärungsansätze

Es ist lohnend, gleich zu Beginn die fundamentale Logik zu benennen, die Wortartentheorien zugrunde liegt (vgl. z. B. Schachter 1985): Wortarten sind janusköpfige Kategorien, die zum einen auf Definitionen beruhen, die ihre Mitglieder auszeichnen sollen (*Substantive haben die Eigenschaften X, Y, Z ...*) – zum anderen aber auf Erkennungsmerkmale bauen müssen, die es ermöglichen, Wörter einer Wortart zuzuordnen (*„Tisch“ ist ein Substantiv, weil es X, Y und Z aufweist*).

Die Definitionen, die die Mitglieder einer Wortart beschreiben, sind hinlänglich bekannt: So werden *Substantive* z. B. als Wörter definiert, die nach Kasus flektieren, artikelfähig sind, Referenz auf (Mengen von) Individuen implementieren etc., *Verben* hingegen flektieren etwa nach Tempus oder Person, können bestimmte grammatische Eigenschaften (Tempus, Aspekt etc.) per Hilfsverben oder Affigierung ausprägen und referieren auf (Mengen von) Situationen. Ähnliche Definitionen sind auch für andere Wortarten denkbar, wobei die Anzahl der Wortarten und ihre je konkrete Definition über verschiedene Grammatiken hinweg oft nicht einheitlich sind.

Für die Erkennungsmerkmale, anhand derer man einzelne Wörter zu Wortarten zuordnen soll, gilt nun allerdings – darauf muss explizit hingewiesen werden –, dass sie mit den Merkmalen der Wortartendefinition identisch sind: Weil *Tisch* etwa nach Kasus flektiert und artikelfähig ist (*des Tisches ...*), wird das Wort überhaupt als Substantiv eingestuft. Es ist insofern offensichtlich, dass im gewählten Beispiel bis zu diesem Punkt keinerlei tatsächlicher Erkenntnisgewinn mit der Existenz der Kategorie *Substantiv* verbunden ist: Wörter, die bestimmte Eigenschaften haben, lassen sich mit einer Kategorienbezeichnung belegen – und die Mitglieder dieser Wortart weisen exakt diese Eigenschaften auf. Es bleibt aber zum Beispiel offen, ob nicht auch beliebige andere Merkmalsbündel interessante – oder überhaupt mögliche – Katego-

rien darstellen würden: Kann es Wörter geben, die artikelfähig sind, aber ein variables Genus aufweisen? Kann es ein festes Genus für ein Wort geben, das keine Artikel bei sich führt?

Wortartenbegriffe erscheinen zunächst also lediglich als eine Art von „Abkürzungen“: Wenn ein Beitrag zum Thema etwa das Wort „Tisch“ als „Substantiv“ ausweist, so besagt dies zunächst nicht mehr, als dass das Wort „Tisch“ anhand seiner beobachteten Eigenschaften als „Substantiv“ klassifiziert werden kann und dass das Wort andererseits (aus offensichtlichen Gründen) als Mitglied der Wortart „Substantiv“ bestimmte Eigenschaft aufweist. Dies könnte man nun für eine Form von Redundanz (oder, weniger wohlwollend: Zirkularität) halten, aus der keine nachteiligen Effekte für die Sprachbeschreibung folgen dürften. Es lässt sich aber zeigen, dass die Bündelung der Merkmale, die hier behauptet wird, nicht zuverlässig gilt: Nur wenn aus (mindestens) einem der definierenden Merkmale auch alle anderen Merkmale folgen würden, die der Wortart zugeordnet sind, wäre dieser Zusammenhang ja überhaupt gegeben: Weil *Tisch* nach Kasus flektiert, lässt es sich als Substantiv beschreiben – und weil *Tisch* ein Substantiv ist, müsste es dann auch alle anderen substantivischen Eigenschaften (Artikelfähigkeit, Individuenreferenz usw.) aufweisen. Wie unten gezeigt wird (vgl. z. B. Kapitel 2.2), ist genau dieser Zusammenhang aber nicht stabil: Nicht alle angeblichen *Substantive* weisen *alle* angeblich substantivischen Eigenschaften auf! Mit anderen Worten ist die Definition einer Wortart anhand von *gebündelten* Merkmalen keine theoretisch „unschuldige“ Annahme: Mit jeder Wortartendefinition sind Vorhersagen verbunden, welche Wörter für welche (syntaktischen, morphologischen, graphematischen ...) Regularitäten als „gleichwertig“ zu klassifizieren sind. Wie die folgenden Unterkapitel zeigen, sind Bündelungen von Merkmalen aber stets auch mit Problemen verbunden, weil die (vermeintlichen) Mitglieder *einer* Wortart sich tatsächlich sehr verschieden verhalten können.

2. Traditionelle Wortarten definieren keine plausiblen sprachlichen Kategorien

Die Definition von Wortarten umfasst, wie in Kapitel 1 gesehen, eine Bündelung bestimmter linguistischer Eigenschaften, die den Mitgliedern einer Wortart zukommen sollen. Eine Definition von Wortarten auf der Basis *einzelner* Merkmale erscheint wenig erfolgversprechend (vgl. wiederum Kapitel 2.2). Andererseits aber sind es die Bündelungen von Eigenschaften, die bei der Kategorisierung von Wörtern andernorts zu Problemen führen (vgl. Kapitel 3).

Manche Wortarten (Adjektive, Präpositionen etc.) sind sprachübergreifend offenbar nicht universal anzutreffen – und werden auch nicht in allen Wortartentheorien angesetzt (vgl. z. B. die verschiedenen Kategorisierungen in Ba-

ker 2003; Givón 1979; Steinitz 1997 etc.). Die nachfolgende Diskussion wählt mit der Gegenüberstellung von Verben und Substantiven aber zwei Kategorien, die theoretisch als besonders wohldefiniert gelten können: Keine mir bekannte Grammatik kennt diese zwei Kategorien nicht. Sprachübergreifend sind Substantive und Verben ebenfalls bestens attestiert: Vielfach ist diese Unterscheidung sogar als mögliches typologisches Universal eingestuft worden, mithin also als diejenige Dichotomie, die in allen Sprachen vorzufinden ist. Die Diskussionen in Sasse (1992, 1993) und Wunderlich (1996) zeigen auf, dass sprachübergreifend abstrakte semantische Charakterisierungen gefunden werden können, die Verben (grob gesagt: Elemente, die als Kern von Strukturen dienen, die Ereignisreferenz implementieren) von Substantiven (grob: Elemente, die als Kern von Strukturen mit Individuenreferenz fungieren) zu trennen vermögen. Dies gilt selbst in solchen Sprachen, die keine einzelsprachlich-grammatischen Markierungen für diese Kategorien aufzuweisen scheinen. Was aber die einzelsprachlichen grammatischen Markierungen anbelangt, ist Folgendes zu konstatieren: Wenn sich sogar bezüglich dieser zentralen Wortartendistinktion zeigen lässt, wie problematisch Wortartenklassifikationen im Deutschen sein können, so gilt dieser Befund a fortiori für andere, weniger klare Wortartendistinktionen im Deutschen umso mehr. Wie wir unten sehen werden, lässt sich aber diese Unterscheidung nicht in allen Klassifikationen gleichermaßen klar umsetzen (Kapitel 3), bzw. die Kategorie Substantiv kann bereits selbst nicht so definiert werden, dass sie für alle Einsatzzwecke von grammatischen Theorien (deren Werkzeug Wortarten sein sollen) geeignet sind (Kapitel 4).

2.1 Eigenschaften von Substantiven im Deutschen

Zur Definition von Substantiven im Deutschen, die hier diskutiert werden sollen, werden verschiedene Beschreibungsmerkmale herangezogen²:

- Morphologie: Deutsche Substantive sind, zumindest in manchen Kontexten, Kasusexponenten (d. h., sie weisen morphologische Formen auf, die die grammatische Kategorie overt reflektieren wie z. B. die variierende Suffigierung in *das Haus* – *des Hauses* etc.).
- Morphosyntax: Deutsche Substantive weisen ein invariantes Genus auf, das sich systematisch auf Elementen wiederfindet, die mit Substantiven

² Nahezu alle dieser Kriterien sind aus verschiedenen Gründen problematisch, vgl. z. B. Duden (2016, S. 139) zu semantischen Kriterien, Sasse (1992, 1993) und Schachter (1985) zu formalen Kriterien. Sie werden hier dennoch angeführt, weil sie in der einschlägigen Literatur gängig verwendet werden. Eine Übertragung der Kriterien, die für das Deutsche verwendet werden, auf andere Sprachen führt regelmäßig zu Problemen. Im vorliegenden Artikel geht es um Probleme der Kategorienbildung im Deutschen (und bestenfalls eng verwandten Sprachen).

innerhalb bestimmter syntaktischer Relationen bestimmte Merkmalsabgleiche durchführen (*ein dicker Mann – eine dicke Frau*).

- Syntax: Deutsche Substantive sind artikelfähig, d. h., manche Substantive können einen Artikel bei sich führen, der einige ihrer Eigenschaften ausbuchstabiert (vgl. Bierwisch 1988; Steinitz 1997; Wunderlich 1996 für interessante syntakto-semantische Erklärungsansätze).
- Semantik: Substantive weisen eine besonders zeitstabile Referenz auf. Das heißt, dass sie nicht auf (vorübergehende) Situationen referieren, sondern auf Entitäten, die über einzelne Situationen hinweg in Geschehnissen figurieren können und deren Eigenschaften über die einzelnen Kontexte hinweg unverändert bleiben (Givón 1979; Lehmann 1991).

Weitere Merkmale sind jederzeit vorstellbar, die folgende Argumentation kann aber bereits mit diesen vier Merkmalen auskommen. Weist ein Wort entsprechend diese vier Merkmale auf, so ist es mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit als Substantiv zu kategorisieren.

Die epistemologische Zirkularität dieser Merkmalsbündelung wäre aber nur dann durchbrochen, wenn sich auch aus Teilmengen von Merkmalen auf alle anderen Merkmale einer Wortart schließen ließe. Würde also z. B. ein Wort in einem Kontext aufgefunden, in dem es einem Artikel folgt, und es ließe sich sofort auf alle anderen substantivischen Eigenschaften schließen, wie sie oben aufgeführt werden, dann wäre mit den Merkmalsbündelungen ein explanatorischer und heuristischer Mehrwert verbunden, der auch und gerade in der Sprachbeschreibung sehr effiziente Entdeckungsprozeduren gestatten würde. Wie nun folgend gezeigt wird, gilt dieser Zusammenhang aber in dieser generellen Form nicht.³

2.2 Einzelne substantivische Eigenschaften weisen keine Substantive im Deutschen aus

Die einzelnen Eigenschaften, die in der Definition von Substantiven verwendet werden, weisen Mengen von Wörtern aus, die nicht nur klare Substantive enthalten. Das heißt, dass in jedem Falle neben den eigentlich gemeinten Substantiven (die die substantivischen Eigenschaften natürlich aufweisen) auch immer andere Elemente durch einzelne Eigenschaften mitbezeichnet werden, die dem Zweck der Grammatik nach aber gar nicht als Substantive klassifiziert werden sollen – wie im Folgenden anhand einiger Beispiele gezeigt wird.

³ Die Tatsache, dass Kinder im Spracherwerb häufig Schlüsse dieser Art ziehen, bleibt hier übrigens vollkommen unwidersprochen: Sie führt häufig zu korrekten Rückschlüssen auf die Grammatik der zu erwerbenden Sprache. An anderer Stelle aber versagen exakt diese Mechanismen und Fehlinterpretationen und Übergeneralisierungen resultieren.

Mit der Eigenschaft der Artikelfähigkeit ist ein Merkmal gegeben, das sehr wenig trennscharf operiert angesichts der vielfältigen Optionen, die das Deutsche bietet: Zumindest auf der sprachlichen Oberfläche lässt sich das Kriterium nicht schlüssig anwenden – stattdessen erfordert es linguistische Kenntnisse, die über die hier zur Debatte stehende Fragestellung (was ein Substantiv sei) weit hinausgehen: So sind intervenierende Adjektive (1a) als Adjektive zu erkennen. Elliptische Konstruktionen (1b) sind zu erkennen – setzen aber zentral voraus, dass der Aufbau von Nominalphrasen bereits prinzipiell verstanden wurde, was aber Kenntnisse von „Nominalität“ voraussetzt. Auch die Existenz vieler (teilweise partieller) Homonyme, die Artikel in der Form ähneln, erschwert jede Zuordnung von Wörtern zur Kategorie N (= Nomen bzw. Substantive). Demonstrative Formen (2a), Relativpronomen (2b), Subjunktionen (2c) und Kombinationen und Zitierformen (2d) dürften just diejenigen Lerner vor schwere Probleme stellen, die erst anhand der vermeintlichen Kriterien zu erschließen suchen, was denn Substantive seien.

- | | | |
|------|--|-----------------|
| (1a) | der (große) Mann | (Mann = N) |
| (1b) | Hier steht der kleine Mann und da vorne der große ____ | (große ≠ N) |
| (2a) | Der, den sie suchen, ist <i>der</i> da. | (da ≠ N) |
| (2b) | ein Mann, der hier kommt. | (hier ≠ N) |
| (2c) | das Gerücht, dass hier ein Gespenst wohnt | (hier ≠ N) |
| (2d) | Dass das <i>das</i> , das das Plakat enthält, falsch ist, sieht jeder. | (ohne Worte...) |

Umgekehrt kann aus fehlender Artikelfähigkeit auch nicht darauf geschlossen werden, dass ein Element kein Substantiv ist. Einige Beispiele (von vielen möglichen) wären hier etwa Eigennamen (**der Peter*⁴), Massennomina, Substantive in generischer Verwendung, indefinite Pluralsubstantive etc.

Mit der Kasusexponenz alleine lassen sich ebenfalls keine Substantive erkennen, da über die diversen Merkmalsabgleiche, die innerhalb von deutschen Determiniererphrasen stattfinden, zu viele andere Elemente ebenfalls mit einer (wenngleich: anderen) Art von Kasusexponenz ausgestattet werden (vgl. z. B. Struckmeier 2007). Umgekehrt zeigen ausgerechnet die zentralen Substantive des Deutschen (zunehmend, vgl. Gallmann 1996) selbst überhaupt keine Kasusexponenz mehr – mit dem Genitiv scheint mittlerweile sogar der letzte klar markierte Kasus mehr und mehr zur optionalen Markierung zu werden und die zentralen strukturellen Kasus Nominativ und Akkusativ haben überhaupt keine overte Markierung:

⁴ Die Bewertung als inakzeptabel bezieht sich auf das Standarddeutsche und auf standardnahe Dialekte. Manche Varianten des Deutschen (etwa das Rheinische) erlauben die Konstruktion teilweise.

- (3a) ein dick-*er*, schwanzwedelnd-*er* Hund-Ø (keine Nominativmarkierung)
 (3b) einem dicken Hund (??-e) (nicht durchgängige Dativmarkierung)
 (3c) eines dicken Hund (-es) (nicht durchgängige Genitivmarkierung)
 (3d) einen dicken Hund-Ø (keine Akkusativmarkierung)

Auch das invariante Genus ist keinesfalls nur den Substantiven vorbehalten:

- (4a) der/*die/*das Hund
 (4b) *der/*die/das Singen eines Liedes
 (4c) *der/*die/das ewige Gesinge

Möchte man die Beispiele (4b) und (4c) den Substantiven zuschlagen, so müsste nota bene das semantische Merkmal der Substantive (die zeitstabile Referenz) aufgegeben werden: Mit *Singen* und *Gesinge* werden Vorgänge bezeichnet, die nicht zeitstabiler referieren als es das zugrundeliegende Verb *singen* ebenfalls täte. Gäbe man das Kriterium der zeitstabilen Referenz aber auf, so ginge eine zentrale Dimension der *Substantivität* (nämlich gerade ihre semantische Assoziation der *Dinghaftigkeit*) verloren.

Auch durch die Semantik lassen sich Substantive nicht zuverlässig erkennen, insofern als auch Prädikate anderer grammatischer Kategorien eben diese zeitstabile Referenz ermöglichen:

- (5a) Der Angestellte kommt, arbeitet und fährt nach Hause. (Angestellter ≠ N)
 (5b) Der Dicke muss weg! (Dicke ≠ N)
 (5c) Engl.: Two plus two equals four. (equal ≠ N)
 (5d) Ewig währt am längsten. (ewig ≠ N)

Umgekehrt gilt auch nicht, dass alle Substantive zwangsläufig zeitstabile Entitäten bezeichnen:

- (6) Der Blitz (einer Kamera) dauert 1/5000 Sekunde. (Blitz = N)

Erst durch die Bündelung der Eigenschaften kann also sichergestellt werden, dass einige Nicht-Substantive nicht *unabsichtlich* als Substantiv klassifiziert werden. Dies ist wünschenswert, weil die Wörter andererseits auch von Substantiven klar abweichende Eigenschaften aufweisen:

- (7) der ewig-e Kanzler (pronominale Kasus)

Wie sich zeigt, führen also die einzelnen Eigenschaften, die in der Definition der Wortart *Substantiv* angeführt werden, nicht in Isolation zu zufriedenstellenden Ergebnissen. Merkmalsbündelungen hingegen schneiden eine Gruppe von Elementen aus, *innerhalb* derer sich Elemente finden, die sich grammatisch zumindest einigermaßen ähnlich verhalten.

Wie im folgenden Abschnitt gezeigt wird, ist die Merkmalsbündelung aber im gleichen Zuge dafür verantwortlich, dass die Zugehörigkeit zur Gruppe selbst im Umkehrschluss aber *keine* kategorische Unterscheidung mehr zu sein scheint.

3. Traditionelle Wortarten führen zu einer Vielzahl angeblicher Mischformen

Wenn man ein Inventar von Konstruktionen und Verwendungsformen von deutschen Wörtern erstellt, so fällt relativ schnell auf, dass nicht alle Auftreten eines Wortes sich leicht und sicher einer Wortart zuordnen lassen. Für die Wortart *Substantiv* ist z. B. zu konstatieren, dass viele Wörter (zum Teil: in bestimmten Verwendungen) existieren, die manche, aber nicht alle Eigenschaften aufweisen, die *Substantive* definieren (siehe Tabelle 1).

Wortartkriterien (beispielhafte Auswahl)	Sub- stantiv	Nominal verwendetes Adjektiv: <i>der/die Schöne</i>	Nominal verwendetes Partizip 1: <i>der Laufende</i>	Nominal verwendeter Infinitiv: <i>das Laufen</i>	Verb
artikelfähig	ja	ja	ja	ja	nein
Kasusexponent	ja	ja	ja	ja	nein
Individuenreferenz	ja	ja	ja	nein	nein
zeitstabile Referenz	ja	ja	nein (außer in lexikalisierten Ausnahmen)	nein	nein
invariantes Genus	ja	nein	nein	ja	nein

Tab: 1: Prototypische Substantive, prototypische Verben und vermeintliche Mischformen

Wie die Tabelle zeigt, ist auch eine Reduktion auf „grammatische“ (morphologische und syntaktische) Kategorien der Wortartenfindung (vgl. Eisenberg/Menzel 1995) nicht ausreichend, um (vermeintlich) hybride Kategorienbildungen zu vermeiden: Die nominal verwendeten Partizipien 1 etwa vereinen eine variable Genusmarkierung (im Deutschen: morphologisch) mit der Flexion nach Kasus (morphologisch). Sie vereinen darüber hinaus auch die Artikelfähigkeit (syntaktisch) mit der Fähigkeit zur adverbialen Modifikation (ebenfalls syntaktisch: *der schnell Laufende*). Nominal verwendete Adjektive sind aus den gleichen Gründen problematisch (*der sehr Schöne*, vgl. **der sehr Fotomodell*) und weisen mit der morphologisch möglichen Steigerung (*der noch Schönere*) eine weitere nicht-substantivische Kategorie auf, die in einer „höher-auflösenden“ grammatischen Betrachtung nicht fehlen dürfte.

Es ist daher zu konstatieren, dass auch „höher-auflösende“ Kategorisierungen (wie soeben aufgezeigt) letztlich keine Chance haben, sprachliche Realitäten vollständig abzubilden: Weitere Merkmale, die unterschiedliches grammatisches Verhalten auslösen, ließen sich nahezu nach Belieben hinzufügen – was aber wiederum zur Auflösung der Theorie führt: Je weniger Mitglieder die entstehenden Kategorien tatsächlich noch aufweisen (wenn immer mehr Klassifikationsmerkmale abgebildet werden), umso weniger handhabbar wird die Klassifikation – und umso weniger Vorhersagen können an die Mitglieder exklusiv *einer* Kategorie gebunden werden.

Bereits die in der Tabelle gewählten Bezeichnungen der vermeintlichen Hybride zeigen nun auf, wie traditionelle Grammatiken versuchen, der Hybridität der Elemente Herr zu werden: *das Laufen* wird demnach nur nominal *verwendet* (um dem inhärenten Widerspruch zwischen verbaler Semantik und Kasus- und Artikelfähigkeit aus dem Weg zu gehen?). Ähnlich würde für Formen wie *der/die Angestellte* wohl davon ausgegangen, dass hier ehemals kopflose Nominalphrasen nun *nominal verwendet* werden können (sodass das wechselnde Genus nicht ins Gewicht fällt). Das Wechselspiel aus *tatsächlicher* Kategorienzugehörigkeit und *bloßer Verwendung* führt aber *nota bene* nicht nur zu linguistisch-theoretischen Unklarheiten, sondern lässt auch die praktischen Fragen offen: Substantive schreibt man groß – aber ist *Laufen* in *das Laufen* denn nun ein Substantiv oder nicht? Kann man *Laufen*, wenn es schon kein „Substantiv“ ist, dann wenigstens als Wort in „substantivischer Verwendung“ ansehen – wenn ich nicht definieren kann, was ein Substantiv ist? (Vgl. genauer zu dieser Frage Kapitel 4).

Ein Vergleich mit Typologien aus anderen Wissenschaften mag hier aufschlussreich sein: Angesichts der Eigenschaften des Braunbären, die ihn sowohl von Hunden als auch Katzen klar trennen, hat sich die Biosystematik nicht darauf eingelassen, ihn als *hundartige Katze* oder *katzenartigen Hund* zu klassifizieren. Auch der Versuch, *Ursus Arctos* als *Hund* in *katzenartiger Verwendung* zu beschreiben, wurde meines Wissens nie unternommen – weil hiermit nichts erklärt würde und die empirischen Realitäten mehr verunklart als dargestellt würden: Bären sind *weder* Katzen *noch* Hunde und werden daher *weder* als das eine *noch* das andere geführt.

Wie sich zeigt, sind für umfassende und genaue Kategorienbildungen also oft aufwändigere Klassifikationen nötig, als historisch zu einem bestimmten Zeitpunkt verfügbar sind. Auch bei sprachlichen Typologien ist eine Klassifikation, die die benannten Probleme vermeidet, durchaus möglich, wie der nächste Abschnitt zeigt. Diese Arten der Klassifikation sind allerdings unglücklicherweise vielleicht ungeeignet, um den gleichen Zwecken zugeführt zu werden, die z. B. in Schulgrammatiken für Wortarten vorgeesehen sind.

Es ist zudem darauf hinzuweisen, dass die Unterscheidung von lexikalischen vs. syntaktischen Kategorien nichts dazu beiträgt, die Probleme von Wortartdefinitionen und ihren Anwendungen zu lösen: Es erscheint z. B. als wenig hilfreich, dass nicht etwa „Substantive“ z. B. groß geschrieben werden sollen, sondern vielmehr die „Köpfe von Nominalphrasen“. Zum einen wären Vertreter solcher Position um eine Definition zu bitten, die den Terminus „Nominalphrase“ definiert – und zwar unabhängig vom problematischen Begriff „Nomen (oder Substantiv)“ – denn genau der ist ja zu definieren, um der Definition der Phrase unterliegen zu können. Um (der Kürze willen) nur zwei Beispiele anzusprechen: Ist „der Laufende“ eine Nominalphrase (oder nicht vielmehr eine „Partizipphrase“)? Soll ein Verb als Kopf einer Nominalphrase fungieren können oder nicht (das *Singen*)? Zum zweiten ist festzuhalten, dass die Definition von „Köpfen“ nicht nur bestimmte fachdidaktische Probleme hervorruft (wissen Schulkinder, was syntaktische „Köpfe“ sind?), zum anderen erscheint auch theoretisch nicht klar, ob der Kopf einer Nominalphrase jemals etwas anderes sein kann als eben ein Substantiv. Kann „Laufende“ der Kopf einer Nominalphrase sein? Wieso darf diese Phrase „Nominalphrase“ genannt werden, wenn nicht klar ist, ob „Laufende“ als „Substantiv“ bezeichnet werden kann (oder als Partizip bezeichnet werden muss)? Es erscheint mir zusammenfassend als sehr problematisch, Phrasen und ihre Köpfe als Definitionsgrundlagen zu verwenden, solange im Gegenzug die Definition von Phrasen und ihrer Köpfigkeit nicht sauber getrennt werden kann von der Frage der Kategorisierung der in ihnen enthaltenen Wörter. Letztere aber ist, so der Grundtenor des vorliegenden Artikels, nicht einfach zu leisten. Vorschläge zu dieser Kategorisierung sind nach meinem Dafürhalten daher weiterhin nötig – sie werden nachfolgend diskutiert.

4. Multi-faktorielle Kategoriebildungen liefern (benötigte) Dichotomien nicht

Die Wortartenklassifikation scheint vor einem Widerspruch zu stehen: Einzelne Klassifikationseigenschaften führen zu allzu heterogenen Mengen von Wörtern. Klassifikationen auf der Basis mehrerer Klassifikationseigenschaften führen zu angeblichen Mischformen – die aber sprachlich gar nicht als problematisch-hybrid gelten können. Im diesem Abschnitt wird gezeigt, dass eine Klassifikation vorstellbar ist, die die genannten Probleme umgeht und eine zuverlässige und widerspruchsfreie Klassifikation von Wörtern ermöglicht. Wie eingangs geschildert, sind Wortartentheorien Werkzeuge bestimmter (grammatischer) Theorien. (Kreuz-)Klassifikationen anhand mehrerer einschlägiger Wortartenfaktoren sind einerseits gut geeignet, um Wörter zu klassifizieren (Erkennungsmerkmale der Klassifikation) und das Verhalten der (sehr nuanciert ausdifferenzierten) Wortarten vorherzusagen (Nutzen der

Klassifikation). Unglücklicherweise sind diese aufwändigeren Klassifikationen aber, wie in diesem Kapitel gezeigt wird, nicht besonders gut geeignet, um die binären Dichotomien zu liefern, die andererseits für schulgrammatische Beschreibungen oder präskriptive Setzungen benötigt werden.

Die einfachste vorstellbare Lösung der oben genannten Widersprüche würde schlicht darin bestehen, die Bündelung von Merkmalen, die Wortartentheorien oft auszeichnen, aufzugeben. Anstatt zu behaupten, dass *Substantive* z. B. *alle* Eigenschaften aufzuweisen hätten, die in Tabelle 1 auszugsweise präsentiert werden, würde eine sprachlich angemessene Klassifikation schlicht zugeben, dass die Bündelung all dieser Klassifikationseigenschaften eben nicht bei allen vorstellbaren Wörtern in all ihren Verwendungen auftritt. Dies wäre gleichbedeutend damit, das Konstrukt *Wortart*, wie sie in traditionellen Grammatiken eingesetzt wird, aufzugeben. An ihrer statt müssten dann andere Lösungen gefunden werden. Eine Lösung anhand von „Prototypen“ erscheint hierbei sprachtheoretisch möglich: Nur bestimmte Substantive sind prototypische Substantive, andere weisen nicht alle Eigenschaften der prototypischen Substantive auf. Andererseits müsste bei dieser Lösung aber genau auf die Dichotomie verzichtet werden, die präskriptiv erwünscht ist: Wenn nicht *alle* Eigenschaften von „Substantiven“ für die Großschreibung einschlägig sind, ergeben sich zwischen den klaren Substantiven und den klaren Nicht-Substantiven die oben genannten Zweifelsfälle und die Frage nach „Substantiv oder nicht“ kehrt wieder als „Großschreibung oder nicht“. Ebenfalls sprachtheoretisch möglich (und z. B. in aktuellen generativen Grammatiken auch schon realisiert) könnten die o. a. Klassifikations-Eigenschaften selbst als Kategorien dienen, da auch sie bereits Mengen von Wörtern nach Gemeinsamkeiten gruppieren: Manche Wörter flektieren nach Kasus, andere nicht. Manche Wörter können referenzielle Argumente durch Artikel binden, andere durch Tempusmarker, andere weisen solche referenziellen Eigenschaften schlicht nicht auf. Umgekehrt aber müssen artikelfähige Wörter nicht zwangsläufig Kasusexponenten sein – und Kasusexponenten nicht zwangsläufig Artikel mit sich führen können. Damit wären Wortarten keine disjunkten Mengen von Wörtern mehr. Wörter könnten in solch einer kreuzklassifizierenden Merkmalsmatrix viel mehr in mehreren Klassen (die Kasusexponenten, die Artikelfähigen, die Zeitstabilen ...) gleichzeitig auftreten. Manche Wörter würden in vielen Kategorien gleichzeitig auftreten, etwa *zentrale* Substantive (z. B. zählbare Konkreta wie *Tisch*). Andere Wörter würden nicht in den gleichen Kategorien aufgefunden, wie etwa das *Laufen*. Eine solche multifaktorielle Klassifikation hätte nota bene aber einen entscheidenden Nachteil für viele Anwendungszwecke. Auch die Hinzufügung weiterer Kategorien würde ganz offensichtlich nur weitere (Unter-)Kategorien ausweisen, die sich bezüglich der weiteren Faktoren unterschieden. Insofern als die hier diskutierte Auswahl von kategorienrelevanten Eigenschaften das Problem bereits

illustrieren, soll hier von der Diskussion weiterer Faktoren abgesehen werden (auch wenn weitere Faktoren für *andere* linguistische Zwecke zweifelsohne die exakt richtigen Mittel sein dürften).

Multi-faktorielle Kategorisierungen ergeben also, wie wir sehen, nicht ohne weiteres die Art von Dichotomien, die etwa in Schulgrammatiken eingesetzt werden: Mitglieder welcher Kategorien nämlich würden nach der oben vorgestellten multi-faktoriellen Klassifikation kapitalisiert verschriftet? Mehrere Ansätze sind vorstellbar, aber keiner von ihnen erscheint vor der Hand direkt erfolgversprechend:

Nur prototypische Substantive, die *alle* Klassifikationseigenschaften aufweisen, werden kapitalisiert. Dieser Ansatz erscheint programmatisch durchaus nachvollziehbar – führt aber zu einem Schriftbild, das als ungewöhnlich empfunden werden dürfte:

- (8) Der schnaufende angestellte (*variables Genus!*) stellte das laufen (*keine Individuenreferenz!*) ein und stellte sich zu den wartenden (*variables Genus!*).

In einer Gegenbewegung könnte man auch vorgeben, dass alle Wörter, die *mindestens eine* Eigenschaft mit den zentralen Substantiven teilen, der Großschreibung unterliegen. Auch dieser Ansatz führt aber zu Großschreibungen, die wohl nicht den Erwartungen entsprechen: Weil durch eine kleinere Anzahl von nominalen Merkmalen mehr Wörter zu den Substantiven gezählt werden, werden entsprechend auch mehr Wörter kapitalisiert als (der derzeitigen Rechtschreibung nach) üblich:

- (9) Der Schnaufende Angestellte (*Kasusflexion!*) stellte das Laufen (*invariables Genus!*) ein und stellte sich zu den Wartenden (*Artikelfähigkeit!*).

Andere Vorgehensweisen könnten bestimmte Merkmalsmengen (wohl mehr oder minder arbiträr) als entscheidend für Großschreibung einstufen. Fraglich wäre in diesem Fall vermutlich nicht nur, *warum* diese Eigenschaften als einschlägig gelten sollten, sondern wohl auch, inwieweit die resultierenden präskriptiven Eigenschaften schulisch gut vermittelbar wären.

Wie es scheint, gibt es damit zwei grundlegend verschiedene Typen von Einsatzzwecken, denen das Werkzeug *Wortarten* zugeführt werden soll:

Für eine akkurate Beschreibung der grammatischen Eigenschaften von Wörtern empfiehlt sich eine multi-faktorielle, kreuzklassifizierende Abbildung ihrer Eigenschaften.

Für eine Wortartentheorie, die besonders klare Vorhersagen für z. B. die Schriftsprache machen soll, empfehlen sich die Bündelungen von Merkmalen, die das gewohnte Schriftbild erzeugen. Die Bündelungen führen aber

paradoxerweise zu Zweifelsfällen in der Frage, welche Wörter groß und welche klein zu schreiben seien.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Wie man sieht, ist die Definition von Wortarten – hier konkret: die Definition der Kategorie *Substantiv* – ein schwieriges Unterfangen – insbesondere dann, wenn die Wortartentheorie als (nicht-zirkuläres) Werkzeug für Vorhersagen eingesetzt werden soll: *Substantive schreibt man groß* – aber was sind dann Substantive? *Verben kongruieren mit ihren Subjekten* – aber was sind dann Verben (und warum zählen Partizipien und Infinitive (also: die Zitierformen der Verben!) nicht dazu)?

Es zeigt sich darüber hinaus auch, dass mit der Definition von linguistischen Kategorien fundamentale Vorentscheidungen dazu getroffen werden, welche sprachlichen Phänomene als *grammatisch normal* eingestuft werden und welche als hybrid oder marginal aus dem Blick gedrängt werden: Sind Substantive und Verben „zentralere“ Kategorien der Grammatikschreibung, weil ihre prototypischen Vertreter relativ einfach auffindbar sind? Sind *Partizipien* eine weniger zentrale Kategorie, weil sie in vielen Funktionen grammatisch partizipieren? Dies erscheint fragwürdig: Partizipien sind *an sich* ja keine problematische Kategorie: Ihre spezifischen Eigenschaften sind klar und grammatisch präzise beschreibbar – laufen aber andererseits orthogonal zu einigen traditionellen Wortartentheorien. Es sind also die Theorien, die z. B. die Partizipien als wechselhafte Kategorie *einstufen* und damit zu Hybriden *machen*, die angeblich zwischen den (zentralen) Wortarten (Substantiv, Adjektiv, Verb?) hin- und herspringen. Es ist daher offensichtlich nötig, bei der Definition linguistischer Kategorien mit allergrößter Weitsicht und sprachlicher Feinfühligkeit vorzugehen: Kategorisierungen müssen gefunden werden, die zwei Extrempole vermeiden helfen, an denen der Nutzen von Kategorisierungen verloren zu gehen droht: „Grobe“ Kategorisierungen sind für die Klassifikationsaufgabe einfach zu handhaben. Andererseits aber enthalten die Wortarten, die durch „grobe“ Klassifikationen entstehen, Mitglieder, die sich in ihrem grammatischen Verhalten kaum ähneln. Extrem nuancierte Kategorisierungen sind wiederum gut geeignet, um recht genaue Erwartungshaltungen an das Verhalten von Mitgliedern feiner Wortartenunterscheidungen zu formulieren. Andererseits aber ist ihr Klassifikationsaufwand hoch – und die erreichten Wortarten enthalten nur noch sehr wenige Mitglieder, über die Generalisierungen auszusprechen sind.

Wo immer die Vermittlung sprachlicher Regularitäten (im Sprachunterricht an den Schulen, in den universitären Philologien etc.) als *weiche Thematik* bezeichnet wird, zeigt sich oft auch, wie problembehaftet die Vermittlungswerkzeuge

sind, die in der Vermittlung gebraucht werden: Wenn sprachliche Beschreibungswerkzeuge nicht zuverlässig genug funktionieren, erscheint die Sprache sich – wenngleich nur vermeintlich – einer präzisen Beschreibung zu entziehen. Zum Beispiel mag man sich gerade bei genauer (!) Beobachtung der Wortartdefinitionen fragen, warum bestimmte Einstufungen vorgenommen werden (*Warum soll ich ‚Angestellter‘ denn nun großschreiben, obwohl das Wort ein veränderbares Genus hat?*). Eine häufig beobachtbare Reaktion (oft: von Lehrenden) ist es dann, Sprachen ganz generell zu unterstellen, sie entzögen sich nun einmal jeglicher akkurater Beschreibung (*Sprache ist nun einmal ein lebendiges Wesen, das sich nicht in starre Regeln pressen lässt – hier braucht man Sprachgefühl (das Du nicht hast?)*). Wie die Linguistik aber in vielen verschiedenen Theorieansätzen zeigt, besteht für solch defaitistischen Setzungen überhaupt kein Grund. Auch die Sicherheit und (nicht selten: kategorische) Trennschärfe, mit der Sprecher sprachlich mögliche und unmögliche Bildungen vielfach zu trennen in der Lage sind, straft die Behauptung Lügen, dass Sprachen nicht in klaren Gesetzmäßigkeiten zu beschreiben wären: Welchen Regeln nämlich folgen kompetente Sprecher/innen bei ihren Entscheidungen, wenn es keine klaren Regeln gibt? Wer immer der Sprache amorphe Regellosigkeit unterstellt, möge sich fragen, ob er zwischen *Peter schläft* und *Peter schläfst* tatsächlich nur *weiche* Unterschiede zu erkennen vermag. Tatsächlich kennen Sprecher die Eigenschaften der Wörter ihrer Sprache ganz selbstverständlich – und basieren grammatische Entscheidungen zuverlässig und präzise auf diesen Eigenschaften. Problematisch sind hingegen oft Kategorien, die sprachlich eben gar nicht plausibel erscheinen, wie zum Beispiel die Dichotomie *groß- versus kleingeschriebene Wörter*: Lexikon und Morphologie des Deutschen stellen Wörter bereit, die vollständig, teilweise, oder überhaupt keine substantivischen Eigenschaften aufweisen. Auf solch einer graduellen und multi-faktoriellen Typologie von Wörtern eine binäre Unterscheidung wie die Groß/Kleinschreibung basieren lassen zu wollen, ähnelt also nicht von ungefähr der Quadratur des Kreises: In beiden Ansätzen mag man sich lange täuschen, wenn man ehrlich glaubt, das Vorgehen könne noch (wenn auch erst zukünftig) zum Ziel führen.

Literatur

- Baker, Mark C. (2003): *Lexical Categories: Verbs, Nouns and Adjectives*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bierwisch, Manfred (1988): *On the grammar of local prepositions*. In: Bierwisch, Manfred/Motsch, Wolfgang/Zimmermann, Ilse (Hg.): *Syntax, Semantik und Lexikon*. Berlin: Akademie-Verlag, S. 1-65.
- Chomsky, Noam (1995): *The minimalist program*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Dik, Simon (1997): *The theory of functional grammar: The structure of the clause*. Teil 1. (= *Functional Grammar Series 20*). Berlin/New York: Mouton de Gruyter.

- Duden (2016): Der Duden in zwölf Bänden. Bd. 4: Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 9., vollst. überarb. u. aktual. Aufl. Berlin: Dudenverlag.
- Fried, Mirjam/Östman, Jan-Ola (2004): Construction grammar: A thumbnail sketch. In: Fried, Mirjam/Östman, Jan-Ola (Hg.): Construction grammar in a cross-linguistic perspective. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, S. 11-86.
- Eisenberg, Peter/Menzel, Wolfgang (1995): Grammatik-Werkstatt. In: Menzel, Wolfgang (Hg.): Grammatik: Praxis und Hintergründe. In: Praxis Deutsch, Sonderheft, S. 4-13.
- Gallmann, Peter (1996): Die Steuerung der Flexion in der DP. In: Linguistische Berichte 164, S. 283-314.
- Givón, Talmy (1979): On understanding grammar. New York: Academic Press.
- Law, Vivien (2003): The history of linguistics in europe: From Plato to 1600. Cambridge: Cambridge University Press.
- Lehmann, Christian (1991): Predicate classes and participation. In: Seiler, Hansjakob/Premper, Waldfried (Hg.): Partizipation: Das sprachliche Erfassen von Sachverhalten. Tübingen: Narr, S. 183-239.
- Sasse, Hans-Jürgen (1992): Das Nomen – eine universale Kategorie? Theorie des Lexikons Nr. 27. [Bergische Universität, Gesamthochschule Wuppertal, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf]. Düsseldorf u. a.: Sonderforschungsbereich 282.
- Sasse, Hans-Jürgen (1993): Syntactic categories and subcategories. In: Jacobs, Joachim/von Stechow, Arnim/Sternefeld, Wolfgang/Vennemann, Theo (Hg.): Syntax: An international handbook of contemporary research. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (HSK) 9.1). Berlin u. a.: De Gruyter, S. 646-686.
- Schachter, Paul (1985): Parts-of-speech systems. In: Shopen, Timothy (Hg.): Language typology and linguistic description. Bd. 1. Clause structure. Cambridge: Cambridge University Press, S. 3-61.
- Steinitz, Renate (1997): Lexikalische Kategorisierung: Ein Vorschlag zur Revision. In: Löbel, Elisabeth/Rauh, Gisa (Hg.): Lexikalische Kategorien und Merkmale. Tübingen: Niemeyer, S. 1-26.
- Struckmeier, Volker (2007): Attribute im Deutschen. Zu ihren Eigenschaften und ihrer Position im grammatischen System. (= Studia Grammatica 65). Berlin: Akademie-Verlag.
- Wunderlich, Dieter (1996): Lexical categories. In: Theoretical Linguistics 22, S. 1-48.